



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartels, Hugo: Englands Bündnisfähigkeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tonung der religiösen Stimmung, die in dem Leben unsers Volks doch eine so große Rolle spielt, daß sie nicht so zurücktreten oder gar verschwinden darf, wie das z. B. in Auerbachs Dorfgeschichten der Fall ist. Die Art und Weise, wie Ludwig Richter das Leben unsers Volkes schildert, muß als etwas in der Kunstgeschichte durchaus Neues bezeichnet werden. Die derben Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, Hogarth mit seiner geißelnden Satire, ja selbst der von Richter sehr geschätzte Chodowiecki, der mit seinen ziemlich prosaischen Darstellungen im ganzen recht kalt läßt, sie alle können unmöglich als eigentliche Vorbilder Richters aufgefaßt werden, der mit seiner gemütvollen, liebenswürdigen und fein humoristischen Auffassung ihnen vollkommen selbständig gegenüber steht. Durch seine Einklehr in das Volkstum ist Richter der modernen Kunst, deren Entwicklung er — wenn auch durch ein Augenleiden zur Unthätigkeit verurteilt — bis zu seinem Tode am 19. Juni 1884 selbst noch beobachten konnte, um ein gutes Stück näher getreten als die übrigen Romantiker. Daß er trotzdem von einem großen Teile der neuen Richtung durch eine tiefe Kluft getrennt ist, hat seinen Grund darin, daß er, um Niehls Worte zu gebrauchen, „das Wahre so poetisch“ gemalt hat. Wenn der Künstler in sein Tagebuch schrieb: „Das Wirkliche ist nur schön, wenn es vom Ideal berührt und dadurch bedeutend wird,“ so läßt sich dagegen ja manches einwenden. Volle Zustimmung aber muß der Meister finden bei seiner hohen Auffassung der Kunst, wie er sie zum Ausdruck bringt in den Worten: „Sie soll den Staub und den Schmutz, die Kruste, die sich so bald im Leben um Herz und Gemüt legt, abnehmen und uns mit einem freien, reinen und großen Blick entlassen.“

Mögen diese Ausführungen wie das in Dresden enthüllte Monument recht viele Leser auf das Denkmal hinweisen, das der Künstler sich selbst in seinen Werken gesetzt hat.



Englands Bündnisfähigkeit

von Hugo Bartels



vor zwei Jahren, als die Depesche des Kaisers an den Präsidenten Krüger den schuldbewußten Herren von der südafrikanischen Gesellschaft einen willkommenen Anlaß bot, die öffentliche Entrüstung über ihr Treiben von sich auf Deutschland abzulenken, konnte sich die englische Presse kaum genug thun in Feindseligkeit gegen alles, was deutsch war, und der genasführte John Bull jubelte in den Musikhallen über den geschmacklosesten Unsinn, wofern er nur gegen Deutschland und sein Oberhaupt gerichtet war. Für Deutsche in England war es eine unangenehme Zeit, obgleich in den bessern Kreisen der Anstand den Ausländer vor Beleidigung schützte. Dem Schreiber dieser Zeilen ist niemals ein verlegendes Wort gesagt worden, ja eine Dame, die Witwe eines schottischen Univeritätsprofessors, sprach ihm gerade in jener Zeit ihre enthusiastische Bewunderung für unsern Kaiser

aus. Doch die Masse des englischen Volks folgte blindlings der Meinung der Presse und gefiel sich darin, mit der englischen Seemacht zu prahlen und geringschäßig auf die deutsche Flotte zu sehen, die ja, wie wir wohl wissen, bedeutend kleiner ist als die unsrer liebenswürdigen Vetter, aber ihr an Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften mindestens ebenbürtig ist.

Seitdem hat sich manches geändert. Damals gefiel sich England in glänzender Einsamkeit; aber die zwei Jahre haben den Glanz verblaffen lassen. Das bischen Silber ist durch den Gebrauch abgerieben worden, und nur der graue Schein der Einsamkeit ist übrig geblieben, während sich ringsum Schwierigkeiten aufstürmen, bei denen mit einer Verbindung von Mächten gerechnet werden muß. Auf den patriotischen, anti-deutschen Rausch ist eine schmerzliche Ernüchterung gefolgt, und mit Sehnsucht denkt John Bull der Zeit, wo Friedrich der Große sein Bundesgenosse war und ihm ermöglichte, Kanada und Indien zu erwerben.

Auch Friedrich der Große ist nicht immer in England beliebt gewesen. Als seinerzeit die englischen Raper preußische Schiffe aufgebracht hatten und seine gültlichen Vorstellungen nichts fruchteten, machte er kurzen Prozeß und legte Beschlagnahme auf alle englischen Schiffe und Güter in seinem Bereich. England war bitterböse über ein so unerhörtes Vorgehen eines deutschen Fürsten; doch der Krieg mit Frankreich war vor der Thür, und um preußische Hilfe zu gewinnen, gab es klein bei. Friedrichs Rechnung wurde bei Heller und Pfennig bezahlt, und in weniger als zwei Jahren war aus dem gehaßten Preußenkönige der vollstümlichste Held Englands geworden, dessen Geburtstag mit einer Begeisterung gefeiert wurde, daß man wohl hätte fragen können, ob Friedrich oder Georg König von England sei.

Die Umstände von heute sind der Lage von 1756 ähnlich, soweit England in Frage kommt. Das englische Volk wäre gern bereit, dem deutschen Kaiser ebenso zuzujubeln wie einst seinem Uurgroßvater. Mit Frankreich und Rußland nämlich sind die Dinge nicht ganz so, wie England wünschen könnte. In Peking ist ein interessantes Schachturnier zwischen dem russischen Bären und dem britischen Löwen im Gange, worin der Bär eine gute Stellung gewonnen hat, und in Afrika kräht der gallische Hahn lauter, als für die Ruhe Englands zuträglich ist. Dabei ist die Überlegenheit Englands zur See diesen beiden gegenüber nicht so bedeutend, daß seine Herrschaft über die Meere als unbestreitbar erscheinen könnte, und die englische Landmacht kommt gegen den Zweibund kaum in Betracht. Unter solchen Umständen wäre ein festländischer Prügelknabe sehr wertvoll, ein Bundesgenosse, der sich mit den andern herumschlüge und ihre Kräfte so in Anspruch nähme, daß sich England der angenehmen und einträglichen Beschäftigung der Kolonialerwerbung widmen könnte.

Der einzige mögliche Bundesgenosse ist natürlich Deutschland. Aber wenn sich für England die Lage von 1756 jetzt wiederholt, mit Deutschland liegen die Dinge anders. Für Friedrich den Großen war das Bündnis mit England von Wert, insofern es seinen Kriegsschatz mit dem nötigen Kleingeld versah und die französische Kraftentfaltung gegen ihn weniger furchtbar machte. An der Stelle des verhältnismäßig kleinen und schwachen Staates Friedrichs steht aber heute das Deutsche Reich mit seinen 52 Millionen, in sich selbst gefestigt und durch den Dreibund noch weiter gegen Angriffe gesichert. Das neue Deutsche Reich hat nicht mehr wie der junge aufstrebende preußische Staat um seine Daseinsberechtigung zu kämpfen und findet seinen besten Vorteil in der Erhaltung des Friedens. Es müßten daher sehr gewichtige Gründe sein, die das Deutsche Reich aus seiner Friedenspolitik heraus-treiben könnten.

Ein Bündnis Deutschlands und Englands würde natürlich auch die andern Mitglieder des Dreibunds in Mitleidenschaft ziehen, es würde thatsächlich gleichbedeutend sein mit einem Eintritt Englands in den Dreibund oder einer Sprengung des Bundes und einer Neugruppirung der Mächte. Den Dreibund zu sprengen kann kaum in der Absicht der deutschen Staatsmänner liegen. Aber was könnte Deutschland und der Dreibund durch Englands Beitritt gewinnen? Absolut nichts, es wäre denn die Weltlage so beschaffen, daß der europäische Friede, für dessen Erhaltung der Dreibund geschaffen worden ist, nicht länger zu bewahren wäre und ein Krieg vor der Thür stünde, in dem die Mitwirkung der englischen Seemacht von Wert wäre.

Der Schwerpunkt der deutschen wie der ganzen Dreibundpolitik liegt in Europa, während England in allen Erdteilen gleichmäßig interessiert und verwundbar ist. Die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland liegt für England durchaus nicht in der Einbildung, und ein Bruch mit Rußland würde höchstwahrscheinlich auch Frankreich auf den Plan bringen, eine Aussicht, die für die Engländer wenig erfreulich ist und sie mit schwerer Sorge erfüllt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie unverhohlen, wie Chamberlain vor kurzem gethan hat, den Wunsch nach einem Bündnisse mit einer festländischen Großmacht aussprechen. Es würde für England ein leichtes sein, den Besitzstand der Dreibundmächte zu gewährleisten, da diese sehr wohl imstande sind, ihn selbst zu verteidigen, und es würde, da es auf dem Festlande keine Interessen zu schützen hat, als Entgelt die Gewährleistung seines außereuropäischen Besitzes verlangen.

Nun läßt sich wohl sagen, daß Englands Anschluß an den Dreibund diesem durch den Zuwachs der englischen Streitkräfte ein solches Übergewicht verleihen würde, daß Rußland und Frankreich einen Kampf für aussichtslos halten müßten, und der Weltfriede dadurch nur um so gesicherter sein würde. Der Satz klingt ja sehr plausibel, aber so klar bewiesen wie der pythagoräische Lehrsatz ist er nicht.

Bei einem Bündnisse kommt es vor allem darauf an, ob die vertragsschließenden Teile in sich so gesichert sind, daß auf sie Verlaß ist, und dann, ob die Leistung der Gegenleistung entspricht.

Über die Festigkeit der englischen Regierung kann natürlich kein Zweifel obwalten. England ist ein wohlgeordneter Staat mit trefflichen Finanzen. Keine innere Zerrüttung droht die ganze Nation wie die Romanen, die ausgespielt zu haben scheinen, sondern ist noch in voller Lebenskraft. Auch die Gefahr, daß sich eine neue Regierung von den Abmachungen der vorhergehenden losagen könnte, ist weniger groß als zu Friedrichs Zeit, da die Kabinettpolitik des vorigen Jahrhunderts einer nationalen Politik Platz gemacht hat, die in ihren Grundzügen Konservativen wie Liberalen gemeinsam ist. Wie aber steht es mit der Macht, die England für Bündniszwecke zu Gebote steht? Ist sie so groß, daß Englands Beitritt zum Friedensbunde diesem eine so gewaltige Übermacht geben würde, daß dadurch andre von der Störung des Weltfriedens abgeschreckt werden müßten?

Deutschland, Osterreich-Ungarn und Italien haben schwere Opfer gebracht und bringen sie noch, um sich zu sichern. Sie haben alle drei ein Volk in Waffen aufzuweisen. England dagegen kennt die allgemeine Wehrpflicht nicht, obwohl verfassungsmäßig jeder Engländer zur Verteidigung des Landes verpflichtet ist. Auf dem Papier belaufen sich die gesamten Landstreitkräfte auf mehr als 600 000 Mann, was ganz achtbar erscheint. Aber nach Abzug der Freiwilligen, die trotz Lord Wolseleys Bestreben von sehr zweifelhaftem Werte sind, und der Miliz bleibt nur eine im Verhältnis zu andern Heeren kleine Truppenmacht übrig.

Am 1. Januar 1898 hatte das reguläre Heer, die Offiziere einbegriffen, 221 487 Mann. Hiervon standen etwa 77 000 in Indien, 39 000 in den Kolonien, 5000 in Ägypten und der Rest von rund 100 000 im Vereinigten Königreiche. In Deutschland ist die Verfassung des englischen Heeres außerhalb der militärischen Kreise wenig bekannt, und nach den angegebenen Zahlen möchte es dem Uneingeweihten scheinen, als ob fast die Hälfte der englischen Wehrkraft in der Heimat zur Verfügung stünde. Doch in Wirklichkeit ist ein unverhältnismäßig großer Teil der brauchbaren Soldaten außer Landes zum Schutze englischer Interessen in auswärtigen Gebieten. Die englische Heeresverfassung beruht auf dem System der Regimenter zu zwei Bataillonen. Jedem Bataillon auf einer auswärtigen Station entspricht eins in der Heimat, dessen Aufgabe es ist, Rekruten auszubilden und Nachschübe zu liefern. Das britische Heer verlor im verfloßenen Jahre durch den Tod 2067, 12966 wurden entlassen, 3669 desertierten, und 16702 gingen zur Reserve über. Dieser Ausfall muß allein durch die Truppenkörper daheim gut gemacht werden, und die Zahl der Rekruten belief sich auf 35 015. An und für sich ist diese Zahl von Rekruten unter 100 000 Mann keine Schwierigkeit. Unsere Offiziere haben ja mit einem größern Prozentsatze von Rekruten zu rechnen. Was aber bei dem englischen System bedenklich ist, ist, daß diese Rekruten nicht wie die unsrigen vollwertiges Material sind. Bei dem deutschen System der allgemeinen Wehrpflicht haben wir die Auswahl und stellen nur Leute ein, die körperlich durchaus tauglich sind. Anders in England. Da muß das Heer nehmen, was sich bietet. Kräftige Männer haben keine Schwierigkeit, ihr Brot zu verdienen, und das beste Material für ein Heer hält sich fern. Im vergangenen Jahre waren nur 30 Prozent der Rekruten über zwanzig Jahre alt, 20 Prozent standen zwischen neunzehn und zwanzig Jahren, und die Masse von 50 Prozent war erst achtzehn Jahre alt und weniger. Das Militärmaß ist 5' 3" = 161,3 Centimeter; aber durchschnittlich 30 Prozent der Rekruten haben dieses Mindestmaß nicht und werden eingestellt in der Hoffnung, daß sie mit der Zeit und bei guter Fütterung heranwachsen. Die meisten erfüllen ja die Erwartung und werden endlich brauchbare Soldaten, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß mindestens 30 Prozent der Rekruten, also über 10 000 aus den 100 000 der Truppen in der Heimat nur halbwüchsige Jungen sind, die für einen Feldzug eher ein Hindernis wären als ein Element der Stärke.

In den letzten Jahren hat die Vergrößerung des englischen Kolonialbesitzes das Gleichgewicht der Truppen im äußern und im heimischen Dienste noch mehr gestört. Es wurden außerhalb mehr Truppen gebraucht, als die Heeresorganisation vorsah. Es blieb nichts übrig, als auch eine Anzahl der zweiten Bataillone hinauszusenden und für die Rekrutenausbildung nur ein Depot in der Heimat zu lassen. Zu Anfang des Jahres 1897 waren draußen elf Bataillone mehr als daheim. Im Laufe des Jahres stieg die Zahl auf fünfzehn, und die heimischen Truppen wurden durch Nachschübe so heruntergebracht, daß nicht ein einziges Linienbataillon in der Verfassung war, im Notfalle in einen der fortwährenden kleinen Kriege einzugreifen. Für den Aschantikrieg z. B. mußte ein Bataillon aus kleinen Abteilungen der verschiedensten Truppenteile gebildet werden.

Gegenwärtig bemüht sich die Heeresverwaltung, das Gleichgewicht durch eine Vermehrung des Heeres um 25 000 Mann wiederherzustellen. Ob aber selbst die in Aussicht genommene Aufbesserung der Löhnung dem Heere brauchbare Mannschaften zuführt, ist noch die Frage. Es ist zu fürchten, daß man nach wie vor in den heimischen Bataillonen, selbst wenn ihre Zahl den außerhalb stehenden gleich ist, viele Leute haben wird, die nur Zukunftsoldaten sind.

Während die Bataillone in Indien und in den Kolonien immer in Kriegsbereitschaft sind und keinen Mangel an wirklicher Kriegszüchtung haben, blüht den Offizieren in der Heimat das Vergnügen, für ihre Kameraden draußen Rekruten auszubilden. Die ältern Offiziere, die noch aus der Zeit vor der Reform von 1870 stammen, haben sich schwer an dieses System gewöhnt und loben noch heute die gute alte Zeit. Die junge Generation dagegen hat sich darin eingelebt und erkennt die Vorzüge der kurzen Dienstzeit an. Freilich, den preussischen Leutnant macht uns, wie Bismarck gesagt hat, keiner nach. Der englische Leutnant giebt sich so wenig wie möglich mit seinen Leuten ab, und sobald er seinen Dienst hinter sich hat, vertauscht er die Uniform mit Zivilleidung. Es fehlt ihm so an Fühlung mit den Mannschaften, und erst wenn eine kleine Gehorsamverweigerung eintritt, merkt er, daß etwas faul war im Staate Dänemark. Diese abgeforderte und erhabne Stellung des Offizierkorps rührt noch aus der Zeit, die noch gar nicht weit zurückliegt, wo das Heer sich aus der Hefe und dem Abschäum des Volkes zusammensetzte, und das Prügeeln als unentbehrliches Mittel der Mannszucht galt. Jetzt ist zwar die moralische Verfassung der Soldaten unvergleichlich besser; aber es sind doch nur die untern Schichten, die dem Heere Rekruten liefern. Bismarcks Söhne zogen als gemeine Dragoner nach Frankreich. Ein Sohn Lord Salisbury's als Gemeiner ist einfach undenkbar, und eher würde die Welt untergehen, als daß ein Sprosse aus dem Hause Cecil sich, wie von Graf Wilhelm Bismarck berichtet wird, im Felde dem löblichen Geschäfte des Schweinetreibens hingäbe. (Siehe Buch, Bismarck und seine Leute I, 126.) Das moralische Rückgrat, das unsre Soldaten durch die Beimischung der gebildeten Stände haben, geht also dem englischen Heere schon von vornherein ab. In den kleinen Kriegen mit barbarischen Völkern mag es auch nicht so nötig sein. Da ist der tierische Mut ausreichend. Aber in einem großen Kriege mit einem zivilisirten Gegner, der gleich gute oder gar bessere Waffen führt, wo es weniger auf persönliche Tapferkeit in der Erregung der Schlacht, als auf die Fähigkeit ankommt, ermüdende Marsche aushalten zu können, bedarf es auch eines tiefen Pflichtgefühls, das nicht aus dem tierischen Mute abgeleitet werden kann.

Man muß es jedoch den englischen Offizieren lassen, daß sie aus dem Material, mit dem sie zu thun haben, soviel machen, als erwartet werden kann, und es ist wahrlich keine Aufgabe, um die man sie beneiden könnte. Sobald die von der StraÙe aufgelesenen Burschen an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt worden sind, müssen die besten abgegeben werden, um den Abgang draußen zu decken, ohne daß man Gelegenheit gehabt hätte, sie auch in größern taktischen Verbänden zu führen, besonders da das jährliche Manöver, das in Deutschland eine alte Einrichtung ist, in England noch eine neue Erfindung ist. Nach einem Versuche, der im vergangenen Herbst bei Arundel in Suffex durch das Entgegenkommen einiger Großgrundbesitzer möglich gemacht worden war, hat man dieses Jahr das erste Manöver auf englischem Boden gesehen. Die einzige Feldübung, die den Truppen des Lagers von Aldershot bisher vergönnt war, beschränkte sich auf einen großen Exerzier- und Paradeplatz, auf dem Offiziere wie Mannschaften jedes Sandkorn bei Namen kannten. Wenn das Ungenügende einer solchen Ausbildung nicht längst anerkannt gewesen wäre, die Erfahrungen des Manövers hätten es bewiesen.

Die Garden, die in ihrer Masse in England stehen und auch fürder stehen werden, sind dem fortwährenden Abgeben ausgebildeter Leute nicht unterworfen. Aber was feldmäßige Übung betrifft, sind sie nicht besser daran als die Linientruppen. Als im vergangenen Jahre längere Übungsmarsche unternommen wurden,

die im deutschen Heere etwas selbstverständliches sind, fielen einzelne Truppenteile sehr böse ab und erreichten ihr Ziel nur in sehr verringerter Anzahl. So kommt es, daß die heimischen Truppen an Tüchtigkeit denen, die im auswärtigen Dienste sind, stark nachstehen, soweit diese nicht durch Krankheiten dezimiert sind, die dank der Brüderie der Moralprediger besonders in Indien in erschreckender Weise um sich gegriffen und den größten Teil der Mannschaften durchseucht haben.

Erst die Einstellung der Reservisten würde nach Ausschcheidung der unfertigen und halbwüchsigen Jungen aus den heimischen Bataillonen brauchbare Truppenkörper machen. Die gesamte Reserve beträgt 82000 Mann. Man muß jedoch annehmen, daß in einem großen Kriege mindestens die Hälfte von den äußern Truppen beansprucht werden würde, und was für europäische Operationen verfügbar bliebe, würde bei aller Tapferkeit in der Schlacht, auf die ganz zweifellos zu rechnen wäre, an der Seite der großen festländischen Heere nur von geringem Gewichte sein. Da es auch nicht wahrscheinlich ist, daß deutsche Truppen, Hannoveraner, Braunschweiger oder Nassauer, wieder unter einen englischen General gestellt werden würden, so sind die Aussichten für einen neuen Wellington herzlich gering, und England wird daher wohl vorziehen, alle kriegstüchtigen Truppen, die nicht in England selbst nötig sind, auf den außereuropäischen Kriegsschauplatz zu senden und in Europa das Schwergewicht seiner Rüstung auf die Flotte zu legen.

Wenn England zu Lande die schwächste aller Großmächte ist, so steht es zur See weit über der stärksten. Der Grundsatz, der die Flottenverwaltung leitet, ist, die Flotte jederzeit so stark zu halten, daß sie selbst einer Kombination zweier andern Mächte überlegen wäre. In der Anzahl der Schiffe ist die beanspruchte Überlegenheit auch außer Zweifel, dank dem Reichtum Englands, der fast unbegrenzte Mittel für den Bau von Schiffen gewähren kann, und auch dank der entwickelten Industrie, die imstande ist, nicht nur den eignen Bedarf zu decken, sondern daneben auch noch große Aufträge für andre Staaten auszuführen. Nicht weniger als vier große Firmen befassen sich mit der Herstellung von Panzerplatten, und ebenso wenig ist Mangel an Werften, die geeignet sind, Schlachtschiffe ersten Ranges zu bauen, und das in kürzerer Zeit als andre Nationen. Wieviel Fahrzeuge wirklich bereit sind, bei einem ausbrechenden Kriege in See zu gehen, wissen wohl nur die Herren von der Admiralität und vielleicht der Marineattaché an der deutschen Botschaft in London. Klein ist die Zahl nicht, und in den letzten Jahren hat England große Anstrengungen gemacht, seine Flotte zu vergrößern.

Im Jahre 1893 hatte es nur 38 Schlachtschiffe, zu Ende März dieses Jahres hatte es 52, während 9 im Bau begriffen und 3 projektirt waren. Von diesen 52 Schiffen sind freilich 15 schon vor 1876 gebaut und daher veraltet, was die Zahl der modernen auf 37 herabbringt, und auch von diesen sind die aus der Zeit von 1876 bis 1880 von geringerm Werte, weil sie teilweise noch mit Vorderlädern ausgerüstet sind. An modernen, d. h. seit 1876 gebauten Schlachtschiffen hat Frankreich 23 und Rußland 11. Auch an Kreuzern ist die Überlegenheit Englands gegenüber dem Zweibunde unbestreitbar. An Panzerkreuzern hat England zwar nur 18 gegen 9 französische und 10 russische, aber seine geschützten und ungeschützten Kreuzer zählen 121 gegen 46 französische und 6 russische. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß von modernen Panzerkreuzern, die man ganz wohl als Schlachtschiffe verwenden könnte, England nur 4 im Bau hat gegen 10 französische und 7 russische. In kurzem wird also der Zweibund 30 Panzerkreuzer gegen Englands 22 besitzen und damit eine Überlegenheit gewinnen. Eine ähnliche Verschiebung der Machtverhältnisse wird auch bei den eigentlichen Schlacht-

Schiffen eintreten. Gegen Englands 9 hat Frankreich 8 und Rußland 6 im Bau, sodaß der Zweibund der englischen Schlachtflotte von 46 eine solche von 48 Schiffen entgegenstellen kann.

Ein anderer für England ungünstiger Umstand ist, daß seine Interessen mehr als die seiner etwaigen Gegner über die ganze Erde verzettelt sind. Es muß ständig große Geschwader in entlegnen Meeren unterhalten, und wenn es auch die Mehrzahl der unterseeischen Rabel beherrscht und ihm so eine schnelle Konzentration möglich ist, so wird es doch große strategische Geschicklichkeit erfordern, der Möglichkeit vorzubeugen, daß seine Flotten einzeln von einer stärkern Macht angegriffen werden.

Der Grundsatz, die Überlegenheit der englischen Flotte einer Vereinigung von zwei oder, wie manche gern wollen, gar von drei Mächten zu bewahren, ist also nicht ohne Schwierigkeit festzuhalten. Wenn es nur aufs Geld ankäme, wäre es leicht. Die Flottenfrage wird so eifrig im Lande erörtert, vornehmlich durch die Bemühungen der Navy League, daß das Parlament alle Mittel bewilligt, die von der Regierung verlangt werden. Die Schwierigkeit liegt auch nicht in der Beschaffung der Schiffe, sondern in ihrer Bemannung. Viel, sehr viel kommt ja auf die Schiffe und ihre technische Ausrüstung an, wie die Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Krieges gezeigt haben. In alten Rähmen vermag auch der größte Heldennut nichts. Aber andererseits wird die vollkommenste schwimmende Schlachtmaschine wertlos, wenn sie unzulänglich oder mit nicht hinreichend geschulten Leuten bemannt ist. Die Zeiten Nelsons sind vorüber, wo man die Leute von der Straße auflesen und monatelang auf den Schiffen einüben konnte, bevor man an den Feind kam. Heute muß alles zum Kriege fertig sein, und ein modernes Schlachtschiff und moderne Geschütze können nicht vom ersten besten bedient werden, wenn man nicht sehendes Auges ins Verderben rennen will.

Das gesamte englische Marinepersonal, Offiziere eingeschlossen, bestand vor zehn Jahren aus 62400 Mann, von denen nach Abzug von 4000 Mann Küstenwachen und fast 13000 Seesoldaten usw. etwas über 44000 für den eigentlichen Flottendienst blieben. Seitdem hat mit dem Bau von Schiffen auch die Anzahl der Mannschaften zugenommen. Im vergangnen Jahre war die Zahl auf 93750 gestiegen, in der auf den eigentlichen Flottendienst 61262 Offiziere und Seeleute nebst 4495 Jungen kamen. Für die Küstenwache dienten 4200, und Seesoldaten gab es 15836. Für dieses Jahr ist eine weitere Vermehrung im Gange, die das Personal auf mehr als 100000 bringen soll. Hinter dieser Macht steht noch eine Reserve von 26000 Mann. Bisher hat die Admiralität keine große Schwierigkeit gehabt, die für den Flottendienst nötigen Mannschaften anzuwerben. Soll aber die Vermehrung der Schiffe in demselben Maße weitergehen, wie Frankreich und Rußland zur See stärker werden, so dürfte es doch mit der Zeit schwer werden, die Fahrzeuge genügend zu bemannen.

Wenn man Land- und Seemacht zusammenrechnet, so erhält man eine Zahl von mehr als 300000 Mann im aktiven Dienste, was bei einer Bevölkerung von nur 38 Millionen nicht weit unter einem Prozent bleibt — nicht übel für ein Volk, das so gern über festländischen Militarismus herzieht! Die sogenannte Blutsteuer ist, wie man sieht, auch im Lande der parlamentarischen Freiheit nicht gering, und das System der Anwerbung kostet dem stolzen brittischen Steuerzahler ein erkleckliches Sümmdchen mehr als die allgemeine Wehrpflicht. Uns geht es ja nichts an, wie die Engländer ihr Haus einrichten, und sie müssen sich selbst mit den Thatfachen abfinden. Ob aber ohne die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine starke Steigerung der Streitkräfte möglich ist, ist die Frage.

Für den Flottendienst ist es eine heikle Frage. An und für sich bietet der Seedienst weniger Reize als das Heer. Trotz der großen Ausdehnung der britischen Küste ist die seefahrende Bevölkerung, auf die doch zunächst bei der Kriegsflotte gerechnet werden muß, verhältnismäßig gering und zeigt seit einiger Zeit starke Neigung zur Abnahme, besonders unter dem jüngeren Geschlechte. Im Jahre 1891 waren von den 55 022 Seeleuten der britischen Handelsflotte 41 590 britische Unterthanen und 13 432 oder 24,4 Prozent Ausländer, meist Deutsche und Skandinavier. Fünf Jahre später aber, 1896, waren bei einer Gesamtsumme von 49 489 Seeleuten nur 35 020 Unterthanen der Königin Viktoria, und das fremde Element war auf 14 469 oder 29,2 Prozent gestiegen. Nach Einziehung der Reserven würden also noch nicht 10 000 Mann für die Handelsflotte übrig bleiben, d. h. die Handelsflotte würde fast ganz in den Händen von Angehörigen fremder Staaten sein oder gar die Fahrt ganz einstellen müssen, was für die Proviantzufuhr Englands von der größten Gefahr wäre. Soviel steht jedenfalls fest, daß, wenn nicht durch außerordentliche Mittel der Sinn für das Seewesen gehoben wird, die Vermehrung der Flotte bald eine Grenze finden wird.

Die Verhältnisse liegen also so, daß in nicht allzu ferner Zeit England bei einem Kampfe mit dem Zweibunde seiner Überlegenheit zur See nicht mehr sicher ist, und da der Gott der Schlachten immer auf der Seite des Stärkern zu stehen pflegt, und Dame Fortuna ein etwas unzuverlässiges Frauenzimmer ist, so ist es wohl verständlich, daß es John Bull bei seiner gerühmten Vereinsamung nicht mehr ganz geheuer ist. Von den Kolonien ist eine wesentliche Hilfe kaum zu erwarten. Sie sind weder finanziell sehr gut gestellt, noch auch haben sie eine starke Bevölkerung, und was sie an eignen Verteidigungsmitteln haben, werden sie im Kriegsfall selbst brauchen, wenn sie nicht sogar noch Hilfe vom Mutterlande verlangen müssen.

Da wäre also ein Bundesgenosse nur zu willkommen. Am liebsten sähe England ein germanisches Bündnis, Deutschland, England und die Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten haben mit der Kriegserklärung an Spanien ihre alte Politik der Selbstgenügsamkeit aufgegeben und haben eine neue Richtung eingeschlagen, die sie in die Händel andrer Erdteile hineinführt. Sie fangen an ein lebhaftes Interesse an der ostasiatischen Frage zu nehmen. Sie sind jetzt in die Reihe der großen Industriestaaten eingetreten, und die Sicherung eines Absatzgebiets liegt ihnen ebenso am Herzen wie den europäischen Mächten, deren überseeische Politik auf die Erschließung des Reiches der Mitte für ihre Erzeugnisse gerichtet ist. Ihre Flotte ist auch früher nicht verächtlich gewesen, wie John Bull zu Anfang dieses Jahrhunderts am eignen Leibe verspürt hat, und wenn sie auch in dem Kriege mit Spanien keinen ebenbürtigen Gegner vor sich hatte, so hat sie doch Gelegenheit genug gehabt, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Ferner gedenken die Vereinigten Staaten diese Flotte noch bedeutend zu vermehren. Ein Bündnis mit Bruder Jonathan würde demnach der Seemacht John Bulls einen Zuwachs geben, der die Überlegenheit über die Flotten des Zweibunds wieder sicherte. Um ein solches Bündnis anzubahnen und möglich zu machen, befließigt man sich in England seit einiger Zeit der größten Liebenswürdigkeit gegen die große Republik; man vergißt, daß bisher Jonathan keine Gelegenheit hat vorübergehen lassen, den britischen Löwen auf den Schwanz zu treten, man sieht auch darüber hinweg, daß mit jedem Jahre der Gewerbleiß der Amerikaner ein gefährlicherer Nebenbuhler des englischen wird, kurz, man findet überall Interessengemeinschaft, und in Musikhallen, oder wo es sonst geht, wird das Sternenbanner in brüderlicher Eintracht

mit dem Union Jack vorgeführt. Ob das Liebeswerben Erfolg haben wird? Wir glauben es nicht. Die Amerikaner sind vor allem Geschäftsleute, die sich Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien gern gefallen lassen, aber auch scharf berechnen, ob sich ein Unternehmen bezahlt machen wird, und nur darnach ihre Entschlüsse fassen. Was sie brauchen, können sie auch ohne englischen Beistand erlangen.

Neben einem Bündnis mit den Vereinigten Staaten sähe England gern eins mit dem Deutschen Reiche, und hätte es die Wahl, so zöge es Deutschland vor. Bei aller Begeisterung für den Bruder im Westen, der, nebenbei gesagt, doch recht viel deutsches, irisches, französisches und spanisches Blut in seinen Adern hat, sähe es im Kampfe lieber den deutschen Better Michel an seiner Seite. Amerika ist weit, aber Frankreich und Rußland sind nah. Mit einem amerikanischen Bündnisse würde nur die Seemacht eine Verstärkung erfahren. England würde imstande sein, die Flotten des Zweibunds zu besiegen, den Zweibund selbst könnte es damit nicht auf die Kniee bringen.

Zwar wird dem gläubigen britischen Publikum noch heute von berufener und unberufener Seite gepredigt, daß England allein Napoleon zu Fall gebracht habe, und daß deshalb das englische Heer das beste in der Welt, überhaupt unüberwindlich und jedem Feinde gewachsen sei. Man beachtet nicht, daß Napoleon gegen Wellington in Spanien nur Marschälle schickte, während er selbst sich mit den andern abgab, die ihm darnach wohl gefährlicher geschehen haben müssen. Man verschweigt auch, daß Wellingtons Fehler den Verlust der Schlacht von Vigny verschuldete, wie daß Blücher bei Waterloo Wellington, gelinde ausgedrückt, vor einer Wiederholung von Vigny bewahrt hatte, ja in dem Begleitworte zu einem eben erschienenen Buche (Wellington and Waterloo by Major Arthur Griffiths) versteigt sich der Höchstkommandirende der englischen Armee, Lord Wolseley, zu dem blühenden Blödsinn: „Wellington ist es, dem Europa den Sieg verdankt. Ohne Wellington hätte Napoleon in Frieden in den Tuilerien sterben können, umgeben von all dem Pomp und der Etikette, die er für seinen neuen Hof erfunden hatte.“ Von Blücher und den Preußen weiß der edle Lord augenscheinlich nicht viel.

Bei aller Ruhmredigkeit über Torres Vedras, Salamanca, Vittoria und Waterloo hat man in England doch das heimliche Gefühl, daß es nicht England war, das Napoleon besiegt hat, und daß auch die Grenadiere der Garde sterbliche Wesen sind. Um den Zweibund wirklich zu schlagen, dazu bedürfte es der Macht des Deutschen Reichs, dem sich gegebenenfalls auch Osterreich-Ungarn und Italien zugesellen würden. Mit den Vereinigten Staaten an seiner Seite könnte England nur einen Defensivkrieg führen. Es würde einen russisch-französischen Angriff auf Indien befürchten müssen, und es ist kaum anzunehmen, daß französische Kolonien so von Verteidigungsmitteln entblößt sind, wie seinerzeit das holländische Kapland. Die große Heeresmacht Deutschlands würde die russisch-französischen Streitkräfte in Europa fesseln und Indien wie die afrikanischen Besitzungen vor einem Angriffe sichern. Wie im Krimkriege die Franzosen, so würden in einem solchen neuen Waffengange die Deutschen die Hauptarbeit zu verrichten haben.

Für England wäre das recht angenehm. Aber vom deutschen Standpunkte aus sieht sich die Sache doch sehr anders an. Uns gelüstet weder nach einer Eroberung der Champagne und Burgunds, noch Polens. Wir haben schon genug Franzosen und Polen im Reiche, als daß wir begierig sein könnten, noch mehr dergleichen Brüder in unsre Arme zu schließen. Man kann also nicht von uns erwarten, daß wir uns um der schönen Augen der Frau Britannia willen in einen blutigen Krieg stürzen, aus dem auch der Sieger nur mit schweren Verlusten hervor-

gehen könnte. Der Gewinn, den wir aus einem Siege ziehen könnten, würde nicht mit den Opfern im Einklang stehen. Nach den französischen Kolonien können wir wenig Begehr haben, und südafrikanische Gebiete, die wir für den Überschuß unsrer Bevölkerung benutzen könnten, wird England in gutem nicht hergeben. Dagegen würden wir die dauernde Feindschaft Rußlands ernten, und unsre Rüstung müßte auf unabsehbare Zeit verdoppelt werden.

Nun ließe sich der Fall denken, daß das russisch-französische Bündnis hinfällig würde. Auch der feierlichste Vertrag ist ja nichts wert, wenn der eine der vertragenden Teile sein Interesse nicht mehr dabei findet. Sei es, daß Frankreich einer militärischen Diktatur in die Hände fielen oder durch innere Wirren so zerrüttet würde, daß keine Regierung mehr festen Boden unter den Füßen fühlte, es wäre sehr wohl möglich, daß der Zar und seine Ratgeber das Vertrauen in Frankreich verlore und es seinem Schicksale überließen. Doch auch dann läge es schwerlich im deutschen Interesse, mit England über Frankreich herzufallen. Die Vernichtung der französischen Seemacht würde nur England zu gute kommen und seine Herrschaft über die Meere noch fester machen, als sie schon ist, zu unserm endlichen Schaden. Gegenwärtig übt die Stärke Frankreichs zur See einen mäßigen Einfluß aus auf die englischen Ansprüche in andern Erdteilen. Dieses Gegengewicht weggeräumt zu sehen, kann uns nicht angenehm sein, so wenig Sympathie wir auch für unsre gallischen Nachbarn haben mögen. Im Gegenteil, wir sollten eher auf die Erhaltung dieses Gegengewichts bedacht sein. Zu Hause mögen die Franzosen auf das Vogesenloch starren, in fremden Meeren geht ihr Haß nicht so weit, daß sie es ablehnen, mit Deutschland zusammen zu gehen. Sie haben es gethan und werden es auch wieder thun, und wer weiß, ob nicht noch einmal in Asien die alte Feindschaft begraben wird.

Für England mag daher ein Bündnis mit Deutschland willkommen sein, für Deutschland hat es keinen Reiz, es sei denn, daß wir selbst angegriffen würden, oder daß wie 1756 eine Lage einträte, die einen Angriff in sichere Aussicht stellte. Unsrer eignen Güter vermögen wir auch ohne England mit unsern bisherigen Bundesgenossen zu schützen, und im schlimmsten Falle können wir uns auch allein unsrer Haut wehren, wie der große Friedrich, als sein englischer Bundesgenosse ihn im Stich ließ.

Aus der oben gegebenen Aufstellung der englischen Machtmittel geht hervor, daß sie nicht so groß sind, daß sie für Deutschland in einem Kampfe mit Rußland und Frankreich schwer in die Waagschale fallen würden. Die Entscheidung muß für uns doch immer im Landkriege gesucht werden, bei dem wir von England wenig Unterstützung erwarten könnten. Eine Verstärkung der Friedensgewähr würde ein englisch-deutsches Bündnis auch nicht sein. Denn Rußland, das in einem Kriege am meisten in Betracht käme, würde von englischer Seite kaum berührt werden. Vor dem englischen Heere braucht sich Rußland nicht zu fürchten, und von der englischen Flotte hat es wenig Schaden zu besorgen. Die baltische Expedition im Krimkriege hat nur nutzlos Pulver vergeudet, und ohne die Franzosen wäre Sebastopol nie gefallen. Die russischen Staatsmänner würden sich durch ein solches Bündnis wenig in ihren Plänen beeinflussen lassen. Wären sie auf einen Krieg gegen Deutschland bedacht, Englands Eintritt in die Friedensliga würde sie nicht davon abhalten, sondern nur ihren Groll gegen Deutschland verstärken. Wollen sie aber selbst den Frieden erhalten, dann bedarf es der englischen Gewähr nicht.

Mögen die Engländer daher ihre Fändel allein ausfechten. Auch in wirt-

schaftlicher Beziehung verlangt unsre Lage eine Politik der Zurückhaltung, ganz abgesehen davon, daß wir friedlich gesonnen sind und des Friedens zu unserm Gedeihen bedürfen. Wir sitzen einmal im Mittelpunkte des festländischen Europas und sind das wirtschaftlich wichtigste Mitglied der festländischen Völkergemeinde, aber kein durch natürliche Grenzen abgeschlossenes Inselreich. Je mehr die Vereinigten Staaten ihren Gewerbefleiß entwickeln — und in der letzten Zeit haben sie unter dem Schutzzoll erstaunliche Fortschritte gemacht —, um so mehr bricht die Überzeugung von der Gemeinsamkeit der europäischen Interessen gegenüber Amerika durch. Mancherlei wird über des Zaren Abrüstungsbotschaft geredet, und der praktische Erfolg der Konferenz wird vielfach, und nicht mit Unrecht, als zweifelhaft betrachtet. Eins aber, wie uns scheinen will, wird die vorgeschlagene Aussprache zu Wege bringen, nämlich, daß man sich über die Gemeinsamkeit der europäischen wirtschaftlichen Interessen gegenüber andern Erdteilen klar wird, und dabei wird sich auch der Gegensatz Großbritanniens zum Festlande schärfer offenbaren. Das britische Volk denkt nicht an Abrüstung, obwohl die Kosten seiner Rüstung die der deutschen um ein volles Drittel übersteigen. England ist ein Erdteil für sich, und in dem Vorschlage des Zaren wittert es einen gegen sich gerichteten Schachzug.

Wenn wir Deutschen uns nun vor allem als eine festländische Macht fühlen, so brauchen wir deshalb natürlich nicht in einen Gegensatz zu England zu treten. Die Beziehungen zwischen uns und England sind so mannigfaltig und bedeutend, daß ein Bruch für beide Teile von ungeheurem Schaden wäre. Wir sind die besten Abnehmer englischer Erzeugnisse und führen zugleich einen großen Teil unsrer Waren nach England aus. Einen so regen Handelsverkehr opfert niemand selbst einer ernstern Verstimmung. Man kann in der Geschäftsfreundschaft sogar sehr weit gehen. Deutschland kann die englische Stellung in Ägypten mit seinem vollen Gewicht unterstützen und auch anderswo mit England zusammengehen. Aber eine solche Unterstützung kann sich doch immer nur auf einen bestimmten Fall beziehen, und Unterstützung in Ägypten macht noch keine Hilfe in Ostasien oder eine Billigung Rhodesscher Machenschaften in Südafrika nötig.

Wir haben im Gegenteile scharf aufzupassen, daß unser Vetter uns nicht wieder hinter dem Rücken einen Streich spielt, wie Roseberrys Vertrag mit dem Kongostaate, durch den England sich einen Streifen Landes im Rücken unsers ostafrikanischen Gebietes sichern und uns so vom Kongogebiete abschneiden wollte. Damals wurde der Plan vereitelt durch den Einspruch Deutschlands und Frankreichs. Aufgegeben hat England den Plan noch nicht. Noch am 13. September, in einem Leitartikel über die Ankunft der französischen Expedition in Tschoda am obern Nil, spricht der Standard von einer Straße von Alexandria nach dem Kap, die nicht von den Franzosen unterbrochen werden dürfe. Leider liegt auch unser Gebiet dieser englischen Straße im Wege. Wir wissen also, wessen wir uns zu versehen haben. Wir sollen Platz machen und weiter auch die englische Vorherrschaft in Südafrika anerkennen. Soweit jedoch dürfte unsre Freundschaft für England schwerlich gehen, und wir können zu den gegenwärtigen Leitern der äußern Politik Deutschlands das Vertrauen haben, daß sie sich in dem Abkommen mit England nicht wie Caprivi haben übervorteilen lassen, sondern daß sie für Zugeständnisse unsrerseits auch gleichwertige Zugeständnisse von England erlangt haben.

Ein Bündnis bedeutet das Abkommen jedenfalls nicht, trotz allem, was Joseph Chamberlain den amerikanischen Zeitungen erzählt hat. Denn dafür liegt bei Deutschland keine Notwendigkeit vor. Deutschland wird am besten fahren, wenn es dem angelsächsischen Vetter gegenüber freie Hand behält.

Noch freilich fehlt uns manches, das nötig ist zur vollen Freiheit. Noch sind unsre Schiffe in fremden Meeren von englischen Kohlenstationen abhängig, weil wir keine eignen haben. Ein berühmter deutscher Professor mag ja die deutsche Flotte nur für einen Sport halten. Es ist richtig, die alten Römer waren keine Seefahrer und fürchteten sich vor den sächsischen Seeräubern, die mit allen Winden zu segeln wußten. Doch unser Blick reicht ein wenig über das enge Becken des Mittelmeeres hinaus, und der Deutsche, der im Auslande für das Vaterland wirkt und schafft und aus eigener Anschauung die Bedeutung der See kennt, denkt anders als der berühmte Gelehrte.

Was Deutschland braucht, sind Kohlenstationen über die ganze Erde hin, und neben den Stationen ein Netz von deutschen Kabeln, das sie mit unsern Kolonien und dem Mutterlande verbindet. Man fängt jetzt in Deutschland an, sich mit dem Gedanken eigener Kohlenstationen zu befreunden. Aber Hand in Hand mit der Erwerbung dieser wichtigen Außenposten sollte auch der Ausbau eigener Kabelnlinien gehen. Gegenwärtig hat England fast ein Kabelmonopol und verdankt einen nicht geringen Teil seiner herrschenden Stellung dem Besitze seines ausgedehnten Netzes elektrischer Drähte. Von welcher Bedeutung die Kontrolle der Kabel in politischer Beziehung sein kann und muß, ist offenkundig für jeden, der denken kann.

Wenn Deutschland seine Schiffe selbst mit den nötigen Kohlen versehen kann und sich auch im Nachrichtendienste nicht mehr auf das Wohlwollen mißgünstiger Nachbarn angewiesen sieht, erst dann ist es England gegenüber wirklich frei. Es ist eine kühne Forderung, und sie verlangt Opfer. Aber wir sind trotz England groß geworden, und trotz England und ohne England wollen wir auch noch größer werden.



Spuren im Schnee

Eine Winternovelle von Sophus Baudiz

Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann

(Schluß)



cht wußte das Wetter, was es wollte: es war Schneesturm geworden. Die Flocken jagten herunter, daß Himmel und Erde in einander übergingen; man konnte keine drei Schritte weit sehen, und bald waren Wege, Gräben und Äcker nicht mehr von einander zu unterscheiden. Nachdem sie dreiviertel Stunden gefahren waren, erklärte der Rutscher, daß er in der Gegend nicht bekannt sei — er sei aus dem Süden —, und daß er sich „gewiß“ verirrt habe; aber man könne sich ja in dem nächsten Hause erkundigen. Ja, aber wo war eins? Es war auch nicht eine menschliche Wohnung zu erblicken, wie man auch auf dem ganzen Wege niemand begegnete.

Halten Sie einmal einen Augenblick, rief der Leutnant und sprang auf den Weg hinaus. Hier ist ja die frische Spur eines Schlittens — er ist nach der